

Eine aus der Berliner katholischen Abteilung stammende und an die Münchener Nuntiatur gerichtete Denkschrift über die preussisch-polnischen Verhältnisse

Autor(en): **Friedrich, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Revue internationale de théologie = Internationale theologische Zeitschrift = International theological review**

Band (Jahr): **17 (1909)**

Heft 68

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-403740>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine aus der Berliner katholischen Abteilung stammende und an die Münchener Nuntiatursgerichtete Denkschrift über die preussisch-polnischen Verhältnisse.

Die nachfolgende nicht unterzeichnete Denkschrift ist von *Mathias Aulike*, seit 1839 im Ministerium des Kultus in Berlin, dann Mitglied und später Direktor der 1841 ins Leben getretenen besonderen Abteilung für die katholischen Kirchenangelegenheiten († 1865), verfasst und von seiner eigenen Hand geschrieben, was übrigens auch Döllinger auf dem Umschlage bemerkt hat. Sie trägt auch kein Datum, doch hat Aulike selbst am Kopfe mit Blei bemerkt: „Geschrieben gegen Ende 1850“. Verfasst aber ist sie, wie aus ihr selbst hervorgeht, zum Zweck der Information des damaligen Nuntius in München.

Eine aktuelle Bedeutung hat die Denkschrift selbstverständlich nicht mehr; aber ihr Wert besteht darin, dass ein königstreuer katholischer Mann, dessen amtliche Stellung ihn, wie wenige, zu einem Urteile befähigte, die preussisch-polnischen Verhältnisse bespricht. Und wenn die Denkschrift sich auch in erster Linie mit den kirchlichen Angelegenheiten beschäftigt, so fällt doch auch viel Licht auf die Polenpolitik Preussens, die, wie die Denkschrift zeigt, notwendigerweise auf eine Germanisierung der polnischen Lande hinauslaufen musste. Gelungen ist sie freilich nur zum Teil, das sieht man an den drastischen Massregeln, welche die Reichskanzler Bismarck und Bülow noch in der neuesten Zeit ergreifen zu sollen glaubten. Es haftet dieser Politik eben doch etwas künstlich Gemachtes an, so dass sich in der Gegenwart das merkwürdige Phänomen zeigt, dass die Polen selbst, während die preussische Regierung das Deutschtum in Preussisch-Polen mit allen Mitteln zu stärken sucht, ohne Gewalt, aber naturgemäss Altdeutschland zu entgermani-

sieren drohen, — eine Tatsache, welche die Statistik mit der unerbittlichen Macht der Zahlen ausser Zweifel setzt, und über die soeben L. Brentano, Die Malthussche Lehre und die Bevölkerungsbewegung der letzten Dezennien (Abh. d. III. Kl. d. K. Bai. Ak. d. Wiss. XXIV, 3, 622), schreibt: „Die deutschen Geburtsüberschüsse wenden sich zu einem grossen Teile weiter nach Westen, ebenso wie die polnischen zu uns. In Westfalen hat der Pole schon festen Fuss gefasst; mit der um sich greifenden Heranziehung ländlicher Arbeiter, jetzt selbst nach Süddeutschland, droht er, auch das übrige Deutschland zu überschwemmen; schon jetzt stammt ein grosser Teil unserer Geburtsüberschüsse von slawischen Eltern; und solange der eingewanderte Slawe auf der tiefen Stufe seiner Lebenshaltung beharrt, droht er, die alte deutsche Bevölkerung, wenn auch nicht zu überwuchern, so doch jedenfalls so zu durchsetzen, dass nicht bloss das deutsche Kolonisationsland östlich der Elbe, sondern auch Altdeutschland entgermanisiert wird.“ Das heisst also: Während das endlich wieder national geeinte und in einem Kaiserreich zusammengefasste deutsche Volk mit aller Anstrengung sich und seine internationale Stellung zu behaupten bestrebt ist wird es selbst in seiner inneren Struktur alteriert.

J. FRIEDRICH.

Die Denkschrift lautet:

§ 1. Ein Bild des kirchlich-politischen Zustands der jetzigen Erzdiözesen Gnesen-Posen lässt sich mit einiger Anschaulichkeit kaum entwerfen, wenn nicht ein Rückblick auf das Verhältnis der sämtlichen zum ehemaligen Königreich Polen gehörigen, jetzt preussischen Landesteile vorangeht.

Bereits bei der ersten polnischen Teilung (1772) erhielt die Krone Preussen den weiten Landstrich von fast 700 Quadratmeilen, der das Ermland, das jetzige Westpreussen und den nördlichen Teil des jetzigen Grossherzogtums Posen begreift. Die zweite und dritte Teilung (1793 und 1795) gab ihm ausser dem mittleren und südlichen Teil des Grossherzogtums (etwa 400 Quadratmeilen) noch weite Landstriche bis über Petrikau, Warschau, und Bialystok hinaus, die indes zugleich mit dem grössten Teil des Grossherzogtums und dem Culmer Lande im Jahre 1807 wieder verloren gingen und 1814 in den Besitz Russlands gelangten. Von den noch heute dem preussischen

Staate angehörigen altpolnischen Lande war das eigentliche Ermland, welches in vier landrätlichen Kreisen etwa 80 Quadratmeilen und 120,000 Seelen enthält, bei seinem Übergang an Preussen kompakt katholisch. Dasselbe lässt sich von dem Culmer Lande oder der eigentlichen alten Diözese Culm sagen, welche sich bis zur Bulle de salute animarum in ihrer 1243 durch Innozenz IV. bewirkten Zirkumskription erhalten hatte und den ostwärts der Weichsel belegenen südlichen Teil von Westpreussen zwischen den Flüssen Drewenz und Ossa bildete. In diesem Landstrich, der das Ermland an Grösse in etwa übertrifft, war jedoch die Hauptstadt Culm schon früher Sitz einer nicht unbedeutenden protestantischen Gemeinde; der Bischof residierte, wenn er nicht als gewöhnlicher Kanzler des Königreichs bei Hofe lebte, auf seinen Schlössern zu Löbau oder Althausen; das Kapitel befand sich bei der Domkirche in dem unbedeutenden Städtchen Culmsee; es fehlte hier sonach an einem eigentlichen katholischen Zentralpunkte, wie ihn das Ermland an dem mit den ehemals reichen Stiftungen des Kardinals Hosius ausgestatteten Braunsberg und dem benachbarten Frauenburg besass.

Noch ungünstiger sah es in dieser Beziehung mit dem übrigen Westpreussen aus. Die grossen Städte des Landes, Danzig, Elbing, Thorn, hatten schon früh die Reformation angenommen und gewährten unter dem Schutze ihrer fast freistädtischen Freiheiten ihren katholischen Bürgern bereits zur polnischen Zeit nur ein sehr beschränktes Mass freier kirchlicher Entwicklung. In den mittlern und kleinern Städten war der Protestantismus durchweg bereits in grössern oder kleinern Gemeinden vertreten. Ein bedeutender Teil des Adels hatte sich schon gleich den Dissidenten zugewandt; doch ist nicht zu bezweifeln, dass sich zur Zeit der Okkupation von Westpreussen der bei weitem grössere Teil des adeligen Besitzes in katholischen Händen befand. Die Niederungen und das Delta der Weichsel, beide zu den ergiebigsten Landstrichen von Europa gehörig, waren schon damals in den Händen deutscher bäuerlicher Ansiedler grösstenteils protestantischen oder menonitischen Bekenntnisses. Die ärmlichen Gegenden des Plateaus von Pommerellen (das Land zwischen Pommern und der Weichsel bis gegen Bromberg hin) waren grossenteils in der Hand des polnischen Bauern geblieben, der jedoch nur in dem

Land entlang der Weichsel sich seinen katholischen Glauben erhalten, in dem Strich an der pommerschen Grenze aber dem Andrang des Protestantismus erlegen war. In diesem Teile des jetzigen Westpreussens mochte also schon gegen das Ende der polnischen Zeit hauptsächlich infolge des Übergewichts der grossen Städte, und weil es an einem katholischen Zentralpunkt gebrach, der Protestantismus, wenn auch nicht numerisch, doch an Macht und Einfluss dem Katholizismus nur wenig nachstehen. Die geistliche Jurisdiktion über denselben befand sich — einen kleinen zu Gnesen und zu Posen gehörigen Teil abgerechnet — in der Hand des Bischofs von Cujavien und Pommerellen, der zu Wraclawek (südlich von Thorn im Russischen Polen) residierte. Die beiden Palatinate von Marienburg und Christburg — ehemals zu dem mit seiner in Marienwerder befindlichen Domkirche der Reformation anheimgefallenen und zum Teil unter die Botmässigkeit der Herzoge von Preussen geratenen bischöflichen Sprengel von Pomesanien gehörig — wurden damals vom Bischofe von Culm verwaltet.

Anders und besser war das religiöse Verhältnis der Landesteile, welche das jetzige Grossherzogtum Posen bilden, als dieselben, und zwar der nördliche Teil schon 1772, der übrige 1793, an Preussen gelangten. Grosspolen und Cujavien, wohin diese Distrikte zur polnischen Zeit gerechnet wurden, waren im wesentlichen katholisch geblieben. Nur ein verhältnismässig nicht bedeutender Teil des Adels gehörte zu den Dissidenten, und nur in dem Grenzgürtel des Landes gegen Schlesien, Brandenburg, Pommern und Westpreussen waren Protestanten in grösserer Zahl ansässig, meist als Kolonisten und Fabrikanten von den Gutsherren aus Deutschland herangezogen. Nur in diesen Gegenden und in der Stadt Posen waren protestantische Gemeinden, deren politische Bedeutung indes gering blieb angesichts des ihr entgegenstehenden übermächtigen Polentums, welches eben hier, wo zu Gnesen der katholische Primatialsitz und in Kruschwitz die Wiege des ältesten polnischen Königstammes war, sich in seiner vollsten historischen Bedeutung repräsentiert fand.

§ 2. Die Umwandlung, welche diese Landstriche des alten Königreichs Polen seit ihrer Vereinigung mit Preussen erfahren haben, war im wesentlichen, wie kaum bemerkt zu werden braucht, ein Ergebnis der gänzlich veränderten Strömung, in

welche eine deutsche und protestantische Regierung das in Nationalität und Konfession ihr abgewandte polnische Volk vermöge ihrer entschiedenen Übermacht an materieller Kraft, Kultur und Verwaltungsgeschick unwiderstehlich hineinriss. In dem Erwerbe von Westpreussen und dem Netzedistrikt (1772) sah Preussen kaum etwas anderes, als die sich von selbst verstehende Restitution eines, freilich vor mehreren Jahrhunderten, dem preussischen Ordenslande durch die Polen entrissenen Territoriums, und zugleich den ihm zur politischen Selbständigkeit unerlässlichen Besitz der Brücke, welche Ostpreussen und die Kurbrandenburgschen Lande vereinigte. Es bedarf daher kaum noch der Andeutung weiterer Motive, um es völlig begreiflich zu finden, dass Preussen sofort und mit grösster Energie seine Aufgabe, dem neuen Lande gegenüber, als einen Germanisierungsprozess erkannte und durchführte. Dass mit diesem die Förderung des Protestantismus sofort Hand in Hand gehen musste, erklärt sich gleichfalls von selbst. Die sicher nicht hinwegzuleugnende Desorganisation der polnischen Zustände, die Roheit und Armseligkeit des Landvolks, die politische Korruption des Adels, der gänzliche Mangel eines industriellen und vermögenden Bürgertums machten der neuen Verwaltung ihre Aufgabe leicht, und ohne allen Zweifel werden selbst edlere und unbefangene von den preussischen Beamten jener Zeit, in deren Hände die Verwaltung des Landes gelegt war, der Meinung gewesen sein, wahre Wohltäter desselben zu werden, indem sie den Geist der Ordnungsliebe und Industrie, welcher in den ältern Provinzen herrschte, dahin verpflanzten. Dass aber hierbei den kirchlich politischen Interessen des katholischen Teiles so viele und schwere Wunden geschlagen werden konnten, dazu wirkten gleich anfangs zwei spezielle Ursachen entscheidend mit. Einmal, dass fast nur Protestanten mit der Landesverwaltung beauftragt wurden, die auf solche Art allmählich ohne alle Mitwirkung und Beirat katholischer Elemente erfolgte. Die höheren Behörden wurden zu Marienwerder, einer altpreussischen Stadt, organisiert und nahmen hier sofort den spezifisch protestantischen Charakter an, den sie noch heute behaupten. Die zweite Ursache lag darin, dass mehr wie zwei Dritteile der 1772 an Preussen gelangten polnischen Lande ihre Bischofssitze (Wraclawek, Gnesen, Posen) nicht in Preussen, sondern in Polen hatten. Die Regierung bewirkte, dass für

die preussischen Anteile dieser Diözesen Vicarii foranei angestellt wurden, und schloss die ausländischen Ordinarien gänzlich von jeder Einwirkung auf die kirchlichen Angelegenheiten aus. Dass solche überdies vielfach wechselnde Vikare, als Personen ohne alles erhebliche Ansehen und Gewicht, beim besten Willen nicht in der Lage waren, die Rechte und Interessen der Kirche zu behaupten, spricht von selbst. Welch unsägliche kanonische Missgriffe und Nullitäten in jener Periode, welche fast bis zur Emanation der Bulle de salute, also nicht viel weniger als ein halbes Jahrhundert, gedauert hat, in Beziehung auf spiritualia vorgekommen sein mögen, mag dahingestellt bleiben. Hieran lässt sich jetzt nur noch mit Bedauern denken. Noch heute aber sind die traurigen Folgen zu erkennen, die dieses Verhältnis auf die Ausbildung und Disziplin des Klerus und auf die Erziehung des katholischen Volkes gehabt hat. Dass es in beider Hinsicht in der Ermländischen Diözese besser steht, ist wesentlich dem Umstande zuzuschreiben, dass hier die Reihe der bischöflichen Oberhirten keine Unterbrechung erlitt. Die jetzige aus Fragmenten von fünf bischöflichen Sprengeln zusammengesetzte Culmer Diözese krankt indes noch fortwährend an den Nachwehen jener absoluten Zustände, an denen selbst der kompakte katholische alte Culmer Sprengel nicht verschont blieb, da der Bischof Rydzinski (1796—1814) gewöhnlich ausserhalb residierte, darauf zehn Jahre lang Sedisvakanz war, und endlich der Bischof Mathy (1824—1834) den Ruf hinterlassen hat, dass er sich um die Bistumsverwaltung nur wenig gekümmert.

Wie wäre es zu verwundern, wenn unter diesen in jedem Betracht ungünstigen Verhältnissen die Kirche und das kirchliche Leben, zumal in dem eigentlichen Westpreussen, wovon hier zunächst die Rede ist, noch tiefer heruntergekommen wäre, als solches in der Tat der Fall ist. Es gewährt ein höchst trauriges Gefühl, wenn man im einzelnen zu erfahren Gelegenheit hat, wie nach und nach der alte Rechtsboden der Kirche in fast allen Richtungen unterhöhlt ward und ihre selbständige Wirksamkeit am Ende beinah nur in der Verwaltung der Sakramente ersichtlich blieb. Durch eine Anzahl einzelner Edikte wurde von 1772 an die Verwaltung des Kirchenguts in enge Schranken gezogen, die geistliche Jurisdiktion auf Matrimonialsachen inter catholicos beschränkt, die Kommunikation mit den auswärtigen Oberen für die Welt- und für die Ordens-

Geistlichkeit erschwert, — kurz ein *jus circa sacra* eingeführt, welches sich das in damaliger Zeit auf das allerrücksichtsloseste gehandhabte Territorialsystem der evangelischen Kirche zum vollständigen Vorbild nahm und nebenher zugleich in dem österreichischen Josephinismus seine Stütze und anscheinende Rechtfertigung fand. Man führte in das neu erworbene Land sofort unter Aufhebung der bisherigen Rechte, unter denen auch das kanonische seine offizielle Stelle einnahm, das ostpreussische Gesetzbuch und später das allgemeine Landrecht ein, wodurch sich, da das Kirchenrecht dieser Gesetzbücher zum weithin grössten Teile auf rein protestantischer Anschauung und noch dazu auf einer konsequenten Durchführung des Satzes: „*cuius regio, illius religio*“ beruhte, allmählich eine Verwirrung der Rechtsbegriffe in dieser Sphäre, und zwar unter den verwaltenden Behörden sowohl als den Untertanen, unter Geistlichen nicht minder als unter den Laien erzeugte, die noch heute fortwährt und kaum beginnt, infolge der Bestimmungen der Verfassungsurkunde, einer klareren Unterscheidung Platz zu machen.

Die preussisch-polnische Kirche war reich begütert. Der Fürstbischof von Ermland nahm in seiner Diözese eine fast gleiche Stellung mit den deutschen reichsunmittelbaren Bischöfen ein: er und sein Kapitel besaßen das gesamte Domaniale des Landes. Auch der Bischof von Culm, sowie der von Cujavien-Pommerellen hatten reiche Tafelgüter. Ausser einer grossen Zahl geringerer Klöster fand die Kirche in den Abteien von Oliva, Carthaus, Pelplin, Cronowo (Polnisch-Krone) und dem Kollegiatstift in Camin mächtige Stützen und in einigen Klosterschulen und den Jesuitenkollegien und Residenzen in Braunsberg, Rössel, Marienburg, Graudenz, Thorn, der Danziger Vorstadt Altschottland, Conitz, Bromberg, und Deutsch-Crone (Waloz) die nötige Gelegenheit zur Bildung eines klerikalen Nachwuchses. Die auffallende und interessante Wahrnehmung, dass sich in dem Küstenstrich an der Ostsee, welcher zwischen Danzig und Pommern in Mitte mächtiger protestantischer Elemente liegt und unter dem Namen des Cassubenlandes bekannt ist, noch heute ein ziemlich tüchtiger katholischer Stamm erhalten hat, aus dem die Culmer Diözese eine verhältnismässig grosse Zahl von Priestern bezieht, ist nur dadurch zu erklären, dass hier ausser Oliva und Carthaus noch drei ziemlich begüterte Klöster gelegen waren. Die preus-

sische Regierung, den Grundsatz aufstellend, dass die Bischöfe, Kapitel und Klöster nicht Beruf und Zeit haben, sich mit der Verwaltung von Grundbesitz zu befassen, nahm, indem sie scheinbar zunächst stets die Administration säkularisierte, alle geistlichen Güter, die der Pfarreien allein ausgeschlossen, unter die Verwaltung des Staates und gab den Besitzern derselben von dem jedoch sehr gering abgeschätzten und durch starke Besteuerung noch mehr verkürzten Ertrage eine bare Jahresrente von 50% als Kompetenz. Diese Quasi-Säkularisation verwandelte sich allmählich in eine vollständige Besitzergreifung und Domanialisierung. Den Klöstern selbst ward die Annahme von Novizen immer mehr erschwert, so dass bereits im Anfang dieses Jahrhunderts manche dem Aussterben nahe waren und stillschweigend eingingen, die übrigen höchst notdürftig ohne geistiges Leben und Regen hinvegetierten.

Der verheerende Krieg von 1806/7 zerrüttete vollends, was sich trotz der Ungunst der Zeiten bis dahin erhalten hatte. Er zerstörte die höhern Schulen an den Sitzen der Jesuiten, die bis dahin unter Exjesuiten und Weltgeistlichen und unter Mitaufsicht des Fürstbischofs von Ermland nicht ohne Nutzen gewirkt hatten, und schlug auch dem eigentlichen Kirchen- und Pfarrgute tiefe Wunden. Die Aufsicht über letzteres ging allgemach so in die Hand der Staatsbehörden über, dass die kirchlichen Oberen sich der Sache nach von solcher so gut wie völlig ausgeschlossen sahen. Von dem Verfall der Kirchen erzählen Augenzeugen aus jener Zeit kaum glaubliche Dinge. Kurz, es war höchste Zeit, dass endlich im Jahre 1821 die Herstellung einer ordentlichen Diözesanverwaltung angebahnt wurde.

§ 3. Was hier von Westpreussen gesagt ward, findet im allgemeinen seine Geltung auch vom Grossherzogtum Posen, seinem ganzen Umfange nach in Beziehung auf den nördlichen Teil, der bereits 1772 unter dem Namen des Netzedistrikts an Preussen gelangte; in etwa weniger auf den mittleren und südlichen, der erst 1793 erworben wurde und von 1807 bis 1813 der Zwischenherrschaft des Grossherzogtums Warschau unterlag. Derselbe Geist, der die Regierung zu Marienwerder be-seelte, waltete im wesentlichen auch bei denen zu Bromberg und Posen. Dieselbe Ungunst gegen das polnisch-katholische Element, dasselbe jus circa sacra, dieselbe Benutzung über-legenen Administrationsgeschickes gegen eine eingeschüchterte,

nirgends gehörig vertretene Kirche. Doch war die katholische Bevölkerung hier zu kompakt, der Klerus und Adel wenigstens in den ersten Jahrzehnten zu mächtig, als dass es hätte gelingen können, die kirchliche Verwaltung in ihrem Wirkungskreise ganz so einzuengen, als dies in Westpreussen geschehen konnte. Das Werk der Säkularisation wurde nach gleichen Grundsätzen, wie dort, gehandhabt, und die grossartigen Besitzungen des Primas von Gnesen, der 200,000 Thaler, und des Bischofs von Posen, der 150,000 Thaler Einkünfte hatte, und zahlreicher alter Stifter und Klöster, wie Paradies, Owinsk, Blesen, Trzemeszno, Wongrowiec, Krucznicz u. s. w., teils dem Domaniale einverleibt, teils zum geringsten Preise veräussert und verschenkt. Dass bis zum heutigen Tage in Posen sowohl als Westpreussen eine grossartige Einwanderung deutsch-protestantischer Elemente stattfindet, die sich unter begünstigenden Umständen zusehends zum natürlichen Abbruch des polnisch-katholischen Teiles entwickeln, ist hinreichend bekannt. Die ökonomische Leichtfertigkeit und Schlawheit des polnischen Adels begünstigt diese Entwicklung zusehends, und noch täglich gehen Güter bankerotter polnischer Edelleute in den Besitz unternehmender Deutschen über. Wenn in Westpreussen nach ziemlich zuverlässigen Angaben im Jahre 1772 wenigstens drei Vierteile des Grund und Bodens in katholischer Hand waren, so ist es jetzt schwerlich mehr als ein Viertel; und in Posen wird kaum noch die Hälfte des adeligen Besitzes bei Nichtdeutschen sich befinden. In Westpreussen sind auch die kleinen Städte durchweg vorherrschend evangelisch geworden. In Posen mögen sie, den nördlichen und westlichen Teil ausgenommen, noch eine grössere Bevölkerung haben; der Wohlstand und das höhere Ansehen aber wird durchweg bei den Evangelischen zu finden sein, denen in beiden Provinzen auch der ganze höhere und geringere Beamtenstand, mit verhältnismässig wenigen Ausnahmen, angehört. Eine im Jahre 1848 aus protestantischer wohlunterrichteter Feder hervorgegangene kleine Schrift enthält die das obwaltende Verhältnis veranschaulichende Angabe, dass im Regierungsbezirk Bromberg, wo im Jahre 1772 neun protestantische Pfarreien vorhanden waren, im Jahre 1803 deren 26, im Jahre 1827 deren 30 und im Jahre 1847 deren 46 für eine allmählich auf 170,000 Seelen angewachsene protestantische Bevölkerung bestanden, zu denen noch einige 30 neu projiziert

und heute schon eingerichtet sind. Diesen stehen 182 katholische Kirchen für 260,000 Katholiken gegenüber. Die protestantische Bevölkerung besitzt 404 Elementarschulen mit 455 Lehrern, die katholische nur 302 Schulen mit 338 Lehrern, woraus sich ergibt, mit welcher höherer Teilnahme für das protestantische Schulwesen gesorgt und wie manche katholische Kinder auf den Besuch protestantischer Schulen hingewiesen sind. Dass die neuen protestantischen Kirchen und Schulen durchweg mit überwiegender Beihilfe der Staatskasse gegründet sind, ist ausser allem Zweifel.

Das hier angeführte Zahlenbeispiel beweist mehr als viele Worte, welche grosse Aufgabe der endlich im Jahre 1822 reorganisierten Diözesanverwaltung in Posen gestellt ist, um das vielfach bedrohte kirchliche Leben dieses Landes vor weiterer Abschwächung zu behüten.

§ 4. Indem diese Bemerkungen sich jetzt nach einem notwendigen Rückblicke auf die Vergangenheit zu der Periode wenden, wo die infolge der Bulle *de salute animarum* (1821) eingetretene Reorganisation der Bistümer in Preussen zu geordneteren Zuständen herüberführt, soll auch hier Ermland und Culm von der Betrachtung nicht ausgeschlossen werden.

Die Diözese *Ermland* hat durch glückliche Konjunkturen von den Schäden der geschilderten Zustände verhältnismässig am wenigsten gelitten, mindestens solche am raschesten überwunden. Der 1772 regierende Fürstbischof Graf Krasicki stand bei König Friedrich II. in persönlichem Ansehen, welches auf seine Nachfolger, die beiden Hohenzollern, überging, und dieselben, wenn auch keineswegs vor beständigen in dem Regierungssystem liegenden Angriffen, so doch wenigstens in etwa vor der Knechtung schützte, wie die Kirche sie in Westpreussen erfahren. Der Verlust der fürstbischöflichen und domkapitularen Güter musste verschmerzt werden; er ist in der Tat heute als verschmerzt anzusehen, da die Kompetenz, welche den Bischöfen geblieben ist, ungefähr ausreicht, um die Bedürfnisse dieser kleinsten Diözese Preussens zu decken. Die Aufhebung der Klöster ist, da Ermland, gleich dem ganzen vormaligen Gebiete des deutschen Ordens, deren sehr wenige besass, ohne besondere Einwirkung vorübergegangen, und das Bistum ist darin vorzüglich glücklich gestellt, dass alle Pfarreien des eigentlich alten Ermlands mit Ausnahme weniger, die dem

Patronat von Privatpersonen unterstehen, von dem Bischofe und dem Domkapitel frei vergeben werden. In den neu hinzugekommenen Palatinaten von Marienburg und Christburg übt die Regierung das Patronat, und scheint es, dass der Bischof das Recht derselben hierzu nicht in Zweifel stellt. Die Pfarreien haben durchweg eine auskömmliche Dotation, die Zahl der Priester reicht ziemlich aus.

Für die Bildung des gelehrten und geistlichen Standes ist im ganzen gut gesorgt. Dem stillen, aber durchaus verdienstlichen Wirken des jetzigen Seniors des Domkapitels zu Münster, Schmüling, der im Jahre 1811 von dem verstorbenen Staatsrat Schmedding nach Braunsberg gerufen ward, ist es zu verdanken, dass die durch den Abgang der Jesuiten und den Krieg gänzlich herabgekommenen Stiftungen des Kardinals Stanislaus Hosius allmählich wieder zu erfreulichem Leben gelangt sind. Das Lyceum Hosianum, an welches sich das Priesterseminar unmittelbar anschliesst, zählt 9 zum Teil ausgezeichnete Lehrer; ihm werden die angehenden Theologen durch das katholische Gymnasium zu Braunsberg und das katholische Progymnasium zu Rössel zugeführt. Braunsberg hat ausserdem ein katholisches Schullehrerseminar und ein vor einigen Jahren errichtetes Seminarium puerorum. Ausserdem hat die Diözese das besondere Glück, dass die in Rom angelegte Stiftung eines Domherrn Preuck ihr Gelegenheit gibt, fortwährend einen oder zwei ihrer jungen Geistlichen auf mehrere Jahre an den Römischen Hochschulen studieren lassen zu können.

Das ermländische Domkapitel, so wie es jetzt ist, gewährt den erfreulichen Anblick eines Senates von zwar einfachen, aber biederen, frommen, ehrwürdigen und verständigen Männern, die in ihrem Bischofe ihren Vater verehren, und vom Klerus, dessen Senioren sie zum grössten Teil sind, geliebt und geachtet werden. Nicht ohne Rührung hat der Verfasser vorliegender Zeilen dem kirchlichen Umgange dieser Greise, von denen der älteste nahe an 90 Jahre zählt, in der hl. Fronleichnamswache beigewohnt. An Umsicht und Verwaltungstalent ragt unter allen der würdige Dompropst Frenzel (seit 1852 Weihbischof) hervor; auch der freilich bejahrte Weihbischof Gresmann, der leider kränkliche gelehrte v. Dittersdorff und der Domherr Neumann sind mit Auszeichnung zu nennen. Die ganz in patriarchalischem Geiste geleitete Diözesanverwaltung

ist, soviel hier zu übersehen, im besten Gange und von unangenehmen Disziplinarfällen beim Klerus wenig zu vernehmen. Das Verhältnis zur Staatsregierung ist im wesentlichen geordnet und ein im allgemeinen ganz freundliches zu nennen. Die Korrespondenz mit derselben zeichnet sich durch Takt und Gründlichkeit höchst vorteilhaft aus.

Dessenungeachtet möge nicht verkannt werden, dass stetige rege Beachtung desjenigen, was ausserhalb vorgeht, auch in dieser sonst so trefflichen Diözese fortdauernd not tut. Während 1772 im ganzen Ermlande kaum ein Protestant war, besitzen dieselben jetzt in allen zwölf Städten dieses Landes wohleingerichtete Kirchensysteme. Die katholischen adeligen Familien des Landes sind bis auf eine oder zwei eingegangen, und selbst diese sind zurückgekommen oder durch Mischehen geschwächt. Der Handel und die Industrie, sowie die öffentlichen Ämter befinden sich bereits grösstenteils in protestantischen Händen, und das übrigens brav-katholische Landvolk ist nicht wohlhabend, also von den protestantischen Gutsherren doppelt abhängig. Glücklicherweise besteht der Gegensatz zwischen Polen- und Deutschtum im Ermlande nicht, wenn auch in einigen Distrikten ein polnischer Dialekt geredet wird. In den zum Regierungsbezirk Danzig gehörigen Palatinaten Marienburg und Christburg, wo die Protestanten auch numerisch weit überwiegen, gehört leider nur die allerärmste Klasse des Volkes der Kirche an, und fehlt es hier, wie noch neuerliche Erfahrungen gelehrt haben, keineswegs an herbem konfessionellen Drucke.

Noch zwei Umstände verdienen eine besondere Erwähnung. Erstens: In Ostpreussen und Preussisch-Litthauen (R.-B. Königsberg und Gumbinnen) leben, zumal längs des weiten Grenzgürtels gegen Polen und Russland, zahlreiche zerstreute Katholiken, die auf die geistliche Fürsorge des Bischofs von Ermland hingewiesen sind. Man mag ihre Zahl auf 20—30,000 schätzen, für die nur zu Königsberg, Memel, Tilsit, Schibgallen Kirchen und Geistliche existieren. Einige der Orte, an denen eine Mehrzahl zusammenwohnt, werden ein- oder zweimal des Jahres von katholischen Geistlichen aus der hl. Linde (sacra tilia, ehemalige auf ostpreussischem Boden hart an der Südspitze des Ermlandes belegene Jesuitenresidenz und berühmter Wallfahrtsort) bereiset. Jetzt, wo die schweren Schranken gefallen sind, welche das exercitium religionis in diesen ganz

lutherischen Landen hemmten, ist es die höchste Zeit, für diese Glaubensgenossen, deren Existenz auswärts kaum bekannt war, mit energischer Tätigkeit zu sorgen. Der ehrwürdige Bischof Geritz hat schon vor 7 Jahren für einen der erheblichsten Punkte eine namhafte Summe aus eigenem Vermögen zur Disposition gestellt; allein es scheint an Mut und Gewandtheit zu fehlen, um zur Ausführung zu schreiten. Man hoffte auf Mitwirkung der Regierung, die auch seit mehreren Jahren Verhandlungen eingeleitet und wenigstens das Verdienst erworben hat, das Bedürfnis durch ihre Untersuchungen klar herausgestellt zu haben. Die früher vorhandene Hoffnung, eine Hülfe aus Staatsfonds zu erlangen, ist durch die Ereignisse der letzten Jahre geschwunden. Daher muss die Kirche sich selbst helfen und hat dabei ein um so grösseres Interesse, als genau unterrichtete Geistliche versichern, dass besonders in Preussisch Litthauen sich selbst beim protestantischen Landmann eine grosse Neigung zur Kirche zeige. Es wird versichert, dass der Fall nicht selten vorkomme, dass protestantische Bauern, die sich von ihren Predigern vernachlässigt finden, den katholischen Reisepriestern Messstipendien offerieren. Wenn der Bischof sich durch jährliche Kollekten einen Diözesanmissionsfonds bildet, durch tüchtige und eifrige Priester an immer mehreren dazu wohlgelegenen Orten die Gemeinden zu festen Stämmen sammelt, so kann und wird aus geringen Keimen hier vielleicht ein stattlicher Baum erwachsen. Dass die nötige Besonnenheit und Umsicht hier am wenigsten zu vernachlässigen ist, versteht sich von selbst.

Ein zweiter Punkt ist, dass der neue Dotations- und Organisationsetat des Bistums Ermland vom hl. Vater bald genehmigt werden möge. Derselbe war einer Bestimmung der Bulle de salute animarum gemäss gleich nach dem Tode des Exekutors, Fürstbischofs Hohenzollern, aufzustellen, um das Bistum, welches bis dahin in seiner alten Verfassung geblieben war, auf den Fuss der übrigen preussischen Bistümer einzurichten. Seitens des Staates ist der Etat genehmigt; zu Rom, wo derselbe seit etwa sechs Jahren beruht, wurden in betreff einiger Geldquanta noch Bedenken erhoben, die inzwischen längst erörtert und beantwortet sind. Der Bischof sehnt sich lebhaft nach Erledigung dieser Sache. Dieselbe ist für uns um so wichtiger zu achten, weil erst, wenn solche eingetreten

ist, das Kapitel durch Ehrendomherren vervollständigt und bei einer künftigen Bischofswahl ein weiterer Kreis teilnehmender Personen gewonnen werden kann. Auch wäre ein Wert darauf zu legen, wenn in den erheblicheren Städten der Diözese, z. B. Königsberg, Elbing, Marienburg, die Kirche durch Pfarrer, die zugleich Domherren sind, äusserlich reicher vertreten werden könnte.

Ein dritter Punkt, der eine noch obschwebende Kontroverse über die Bischofswahl betrifft, wird vielleicht Anlass zu einer besonderen Erörterung darbieten.

§ 5. Die Bulle de salute schuf aus dem Lande von Culm und den zu Westpreussen geschlagenen Fragmenten der Diözesen Pommerellen, Gnesen, Posen und Plock eine neue kirchliche Einheit, das jetzige Bistum Culm. Es fehlte in diesem weiten Landstriche an einer grösseren vorherrschend katholischen Stadt. Culm war ohne historische Berechtigung und ohne einen zur Kathedrale geeigneten Tempel, Culmsee, der alte Sitz des Kapitels, abgelegen und ohne Bedeutung, Danzig oder Thorn hätten einen katholischen Bischof kaum geduldet: man kam so auf den Gedanken, das im freien Felde einige Meilen von Preussisch Stargard gelegene Cistercienserkloster Pelplin zum Sitze des neuen Bistums zu wählen. Ausser einer in der Tat wunderbar schönen Kirche (nächst dem Magdeburger Dom vielleicht der herrlichste in den preussischen Ostprovinzen) und seiner Lage ziemlich inmitten des neuen Sprengels hatte dieses Klosterdörfchen in der Tat gar nichts, was es zu einem Bischofssitze geeignet machen konnte. Die Idee soll in dem damaligen Kronprinzen, der hierdurch die Kirche erhalten und allgemach eine Stadt entstehen zu sehen gehofft hatte, einen wohlmeinenden Beförderer gefunden haben. Sie ward ausgeführt, und so sieht man heute neben der Kathedrale ein wohlgebautes bischöfliches Palais in einem Park und zehn bis zwanzig kleine, meist für die Domherren errichtete Wohnungen stehen, die mit etwa fünfzig Hütten und dem zum Seminar dienenden alten Klostergebäude den Ort Pelplin bilden, der, von einer reizlosen Natur umgeben, weder durch eine Chaussee mit der Umgegend verbunden ist, noch sonst irgend etwas von dem gewährt, was dazu dienen könnte, einen nicht ganz nach innen gewandten oder gar auf Verkehr mit Menschen und Interessen berufsmässig hingewiesenen Menschen vor Ein-

seitigkeit, Hypochondrie und Abstumpfung zu bewahren. Nur reichbegabte, bis zu voller Ablösung von der Welt vorgeschrittene und einer Anregung von aussen nicht mehr bedürftige Naturen dürften im stande sein, sich hier die Frische des Geistes zu erhalten, die nötig ist, um aus solcher äusserer Vereinsamung heraus klaren Blickes eine Kirche zu regieren, eine grosse Herde zu weiden. Vielleicht könnte nur ein Mainzer von Ketteler (an den von einer Seite schon ernstlich gedacht war, sobald eine Sedisvakanz eingetreten sein würde) diese Schwierigkeiten überwinden und mit einem zur *vita communis* versammelten Kapitel dieses Dorf zu einem Leuchtturm erheben, der über einen weiten Sprengel Licht, Beruhigung und Hoffnung verbreitete!

Nach einer Sedisvakanz von 10 Jahren erhielt der neue Sprengel in dem ermländischen Dompropst v. Mathy seinen ersten Bischof. Obwohl ein Mann von Talent, erlag er bald dem fruchtlosen Kampfe gegen die Schwierigkeiten, von denen vorhin unter § 2 ein nur flüchtiges und unvollkommenes Bild gegeben worden ist. Sein Nachfolger, der jetzige Bischof Sedlag, ist der erste, der mit Mut und Zähigkeit in die Lösung der grossen Aufgaben eingetreten ist, die *disiecta membra* zu einem Körper zu verbinden, und dem, wie auch immer sonst über ihn geurteilt werden möge, der Ruhm und das Verdienst gebührt, aus einem Trümmerhaufen wenigstens einen Rohbau, der der Bewohnbarkeit entgegengeht, geschaffen zu haben.

Der Amtsantritt des Bischofs Sedlag (1834) fiel in eine Zeit, wo kurz vorher die polnische Revolution von 1830/31 einen höchst gefährlichen Zündstoff in die Provinzen Posen und Westpreussen geworfen hatte. Aus beiden Provinzen waren zahlreiche freiwillige Kämpfer nach Polen herübergeströmt: die Eroberung von Warschau gab, wie im Königreich, so auch in den preussisch-polnischen Landen das Signal zu einem erneuerten und verschärften Kampfe gegen den Polonismus. Dieser innere und unblutige Kampf, der noch heute fort dauert, war für die Polen um so gefährlicher, da er jetzt nicht bloss von der Regierung und ihren Behörden, sondern ganz vorzüglich auch von der deutschen Bevölkerung selbst gegen sie aufgenommen und mit den Waffen überlegener materieller Mittel und überlegener Geistesbildung fortgeführt ward. Seitdem hat der Rückzug des Polonismus, trotz einzelner neuer Erhebungs-

versuche, und der Andrang des Deutschtums in wachsender Stetigkeit begonnen, und — leider, aber sehr natürlich! — haben sich die Begriffe: deutsch und protestantisch, polnisch und katholisch, von da an bis zu den tiefsten Schichten des Volkes hinab immer mehr identifiziert. Der Kampf ist gleichmässig national und konfessionell. Fasst der katholische Bischof in diesen Landen seine Stellung unter solchen Zuständen so auf, dass er, als *Kirchenoberhaupt*, den Beruf hat, auch die nationale Seite des Kampfes zu vertreten, so *muss* er unvermeidlich der deutschen Bevölkerung als direkter und doppelter Feind erscheinen, und er wird eben unvermeidlich zugleich in eine feindliche Position der Regierung gegenüber gedrängt werden. Hält er sich aber fern von dem Strudel der nationalen Strömungen und von derjenigen Politik, welche in der Wiedererhebung Polens *allein* das Heil der katholischen Kirche erblickt, so kann eine gerechte und verständige Regierung ihm auf dem *kirchlichen* Gebiete ihre Unterstützung nicht versagen, und selbst der billige und besonnene Teil der protestantischen Bevölkerung wird ihm, wenn auch nicht Sympathie, doch achtungsvolle Rücksicht nicht leicht versagen.

Es ist sicher unermesslich schwer für einen Bischof, hier den richtigen Weg zu gehen. Auf jeder Seite stehen tausend Klippen, von denen die Beargwöhnung des eigenen Volkstammes, dass er ihn nicht vertrete, vielleicht gar verrate, gewiss die schroffste und zackigste ist. Ohne allen Tadel diesen Archipelagus zu durchsteuern, ist fast unmöglich. Der klare Lehrsatz der katholischen Kirche aber, dass auch die weltliche Obrigkeit von Gott ist, und dass ihr in allen Dingen, die nicht gegen Gottes Gebot sind, um des Gewissens willen Gehorsam gebührt, muss der Stern sein, der hier das Schiff auf enger Strasse zwar, doch endlich unverletzt zum Hafen leitet.

Der Bischof Sedlag hat, im grossen und ganzen aufgefasst, diesen richtigen Weg erkannt und verfolgt und ist darin nicht irre geworden, wenngleich er von beiden Seiten Tadel und Hemmung vielfach hat erfahren müssen, — letztere vielleicht am meisten von den Provinzialbehörden, die den angewöhnten Maximen nach ihm seinen Wirkungskreis bis auf ein Minimum beengten, obwohl der König und seine Minister die ehrliche und ehrenhafte Treue, die er der Obrigkeit erwies, nie verkannt und sich bemüht haben, ihm seine Stellung zu erleich-

tern. Ein kurzer Hinblick auf die Entwicklung der Culmer Diözesanzustände in ihrer jüngsten Periode und nach ihren einzelnen Bezügen wird zeigen, was inzwischen neu geschaffen ist und was der Zukunft zu erstreben vorbehalten bleibt.

Eine der ersten Folgen der Insurrektion vom Jahre 1830/31 war die gänzliche Aufhebung der sämtlichen Klöster in beiden Provinzen, die die bisherigen beschränkenden Massregeln noch überdauert hatten. Aus dem nur geringen Vermögen, welches denselben verblieben war, wurde ein Provinzialfonds gebildet, der nur erst, nachdem für protestantische Interessen ein Abzug stattgefunden hatte, für katholisches Kirchen- und Schulwesen diente. Die Klostergebäude verfielen zumeist, von den Kirchen nicht wenige Kommunal- oder protestantischen Zwecken. War indes in der Tat, wie Unterrichtete behaupten, das Klosterleben und seine Zucht in völligen Verfall geraten, so wären diese Verluste mit der Zeit zu verschmerzen. Für jetzt sind sie durch eingetretenen Priestermangel und den aus solchem sich ergebenden seelsorgerlichen Notstand in fühlbarer Erinnerung.

Daneben dauerte die Einwanderung des Protestantismus und die Besitznahme des Bodens durch denselben in verstärkter Progression fort, dergestalt, dass, wenn noch ein Menschenalter vergeht, sich ausser den gewöhnlichen Bauern nur wenig grössere katholische Gutsbesitzer mehr vorfinden werden. Gemischte Ehen, Erziehung an den mit überwiegenden Kräften ausgestatteten protestantischen Anstalten, und leider auch eine selbst bis zu den Frauen des katholischen Adels durchgedrungene leichtfertige Aufklärerei, die in den frivolen und atheistischen Produkten der französischen Presse ihre Nahrung sucht, welche die eigene Nationalliteratur nicht bietet, haben dazu beigetragen und tragen fortgesetzt dazu bei, die sogenannten gebildeten Stände der Kirche, der sie angehören, zu entfremden. Das katholische Landvolk ist arm und roh, aber glaubenstreu. Die Ronge-Czerskische Sektiererei ist fast ohne allen Erfolg an demselben vorübergegangen; sie zog ihre Nahrung fast lediglich aus dem Stande der kleinen Beamten und Bürger in den Städten, und hat der Kirche, indem sie dazu beitrug, Spreu vom Weizen zu trennen und eine Anzahl verkommener Priester zu beseitigen, nur Nutzen gebracht. Eine weit grössere Gefahr für das katholische Volk liegt in dem Übergewicht der protestantischen Elementarschulen. Im

Jahre 1846 gab es im R.-B. Marienwerder bei 290,000 evangelischen und 300,000 katholischen Bewohnern 146 evangelische und 44 katholische Stadtschullehrer und 581 evangelische gegen 370 katholische Landschullehrer, und lässt sich überdies kaum eine Bürgerschaft übernehmen, dass die Mehrzahl der katholischen Lehrer, obwohl dieselben in einem besonderen katholischen Schullehrerseminar zu Graudenz gebildet werden, ihr Verhältnis zur Kirche richtig auffasst und nicht vielmehr den Einflüssen eines deutsch-protestantisierenden Illuminatismus unterliegt. Die im Kultus sich vielfach abspiegelnden roheren Formen des katholisch-polnischen Volkes stossen den Protestanten doppelt zurück; der halbgebildete schwache Katholik schämt sich, als voller Genosse des geringgeachteten Volkstammes zu gelten.

Die höheren Lehranstalten des Landes, nach der Beseitigung der Jesuiten immer tiefer gesunken, waren gegen 1810 teils völlig untergegangen, teils nur noch in geringen Trümmern erkennbar. An ihre Stelle sind, jedoch erst seit 15—20 Jahren, zwei vollständige katholische Gymnasien zu Conitz und Culm getreten, denen 4 evangelische gegenüberstehen. Die wichtigen Plätze Danzig und Thorn, beide vormals mit Jesuitenschulen versehen, sind so für die Katholiken verloren; wogegen daran gearbeitet wird, zu Neustadt im Cassubenlande ein Progymnasium zu erlangen.

Das Priesterseminar zu Pelplin liefert, obwohl daselbst auch der Anfang mit einem Seminario puerorum gemacht ist, noch immer nicht die nötige Zahl von Geistlichen; der Bischof klagt, dass ihm seine Diözese ihre Söhne nicht in erforderlicher Zahl sende, und hat sich genötigt gesehen, manche Exdiözesanen, zumal aus Schlesien, zur notdürftigen Besetzung der Pfarreien herbeizuziehen. Bedeutend in wissenschaftlicher Hinsicht können die Leistungen des Seminars nicht genannt werden; ob besser in pastoraler und ethischer Beziehung, steht dahin, ist jedoch nicht wahrscheinlich. Das Seminar hat bis jetzt nicht das Glück gehabt, eminente Lehrer und Führer zu besitzen: der einheimische Klerus hat solche nicht geliefert, gegen das fortgesetzte Heranziehen Fremder reagiert der Diözesan-Partikularismus. Die nur dürftig besoldeten Lehrer pflegen so rasch als möglich auf Pfarreien zu gehen. Doch wird darauf hingewirkt, denselben bessere Besoldungen zu verschaffen.

Der Kuratklerus leidet noch immer unter den Spaltungen, die teils in der Verschiedenheit des ehemaligen Diözesannexus, teils in der deutschen und polnischen Abkunft, teils in der Opposition gegen die Exdiözesanen ihren Grund finden. Allerdings ist hierin schon manches besser geworden; dennoch hat eine verhältnismässig strenge Disziplin, wie sie der Bischof vielfach ausgeübt, bis jetzt nur dazu gedient, die Diözese von einer Anzahl der allerverkommensten Priester zu reinigen. Aber selbst unter den besseren hat sich noch keineswegs überall das notwendigste Requisit einer tüchtigen Verwaltung, der wahre Geist kanonischer Obedienz, herstellen lassen, und es wird leider wohl erst einem künftigen, nach allen Seiten seiner Aufgabe gewachsenen Oberhirten vorbehalten bleiben müssen, durch Erziehung eines kenntnisreichen und wahrhaft frommen Klerus die Kirche wieder vollends in diejenige Achtung zu setzen, die sie in diesen Gegenden seit lange eingebüsst hatte und erst in neuerer Zeit allmählich wieder zu gewinnen beginnt.

In dem Domkapitel spiegelt sich das Gesamtverhältnis des Diözesanklerus in engerem Kreise ab. Wenngleich keine Berechtigung vorliegt, gegen irgend ein einzelnes Mitglied desselben positive Vorwürfe zu erheben, so trägt dasselbe doch im ganzen den Stempel entschiedener Mittelmässigkeit an sich, so dass selbst jetzt, nachdem seit 8 Jahren viele ältere gänzlich unbrauchbare Glieder abgegangen, dem Bischofe bei weitem nicht die nötigen Kräfte für die Diözesanverwaltung zu Gebote stehen. Es sind indes tüchtigere in der Diözese wohl nicht zu erlangen gewesen. Der Generalvikar und Weihbischof Ockowski ist ehrenwert, ebenso Bonin und von der Marwitz, keiner von allen aber bedeutend. Daher hat sich der Bischof schon längst genötigt gesehen, seine Hauptstütze in dem sehr tätigen Dompropst Herzog zu suchen, der indes keineswegs beim Klerus beliebt sein soll. Den Eindruck einer würdig ernsten und kirchlich eifrigen Persönlichkeit macht am meisten der jüngste Domherr Jeschke, früher Dechant in Tuchel. Dass indes in diesem Kapitel für einen tüchtigen Bischof wenig Auswahl vorhanden ist, leuchtet ein, und von der Wahl des künftigen Bischofs hängt, wenn irgendwo, in Culm das Schicksal der katholischen Kirche in der Provinz ab ¹⁾).

¹⁾ Dazu ist von Aulikes Hand am Rande noch bemerkt: «Vor 4 Wochen sagte mir der Bischof selbst, in seiner Diözese sei ein Nachfolger für ihn nicht zu finden.»

Über das Schicksal der vorstehenden Denkschrift, von der in Aulikes Briefen nicht gesprochen wird, kann ich nichts sagen. Doch geht aus seinen Briefen vom Jahre 1856 hervor, dass Rom sich noch immer mit den Bistümern Culm und Erm-land beschäftigte. Denn als Aulike zu einem Jubiläum des Bischofs Geritz von Ermland geschickt wurde und zugleich Pelplin besuchen wollte, schrieb er: „Eine bessere Gelegenheit, Erkundigungen einzuziehen, als diese, kommt nicht leicht wieder: daher lassen Sie mich *bald* erfahren, welche Nachrichten sonst etwa wegen beider Bistümer noch desideriert werden.“ Namentlich aber missfiel Rom oder wenigstens der Münchener Nuntiatur die von Aulike nicht missbilligte „verhältnismässig strenge Disziplin“, welche Bischof Sedlag gegen seinen Klerus handhabte. Auch erfahren wir dabei, dass Rom glaubte, „in formaler Beziehung auf gehörige Unterscheidung und entsprechende Prozedur in Ansehung einer eigentlichen *inquisitio canonica* und einer disziplinarischen Untersuchung, wie das Tridentinum sie andeutet“, dringen zu sollen, was Aulike jedoch nur für ausführbar hält, wenn Rom deutschen Geistlichen die Gelegenheit bietet, den römischen Geschäftsgang kennen zu lernen. Etwas ärgerlich schreibt er aber zum Schutze des Bischofs Sedlag im Falle eines Culmer Pfarrers, eines „nicht bösen, aber durch und durch verdrehten Kopfes“, den sein Bischof zuletzt hatte suspendieren und vom Amte entfernen müssen, und der alle kirchlichen und weltlichen Instanzen, zuletzt auch die *Nuntiatur*, angerufen hatte: „Dass *Man* (d. i. der Nuntius) meiner Ansicht über den Pfarrer qu. beistimmt, ist mir sehr lieb. Jetzt, nach neuer Autopsie (auf der erwähnten Reise), versichere ich aufs allerbestimmteste, dass nichts verkehrter wäre, als wollte man Bischof Sedlag in seinen Disziplinar-massregeln irgend hemmen oder gar kompromittieren. Alles, was gegen diesen Prälaten schon früher gesagt, resp. denunziert ist, ist mir aus konfidentiellen Mitteilungen des sel. Diepenbrock ziemlich gut bekannt. Gerne gebe ich zu, nicht alles beurteilen zu können, wovon die Rede gewesen ist. In manchem aber halte ich mich für kompetent, und in einigem für sehr kompetent, da ich viele Gelegenheit zu sehen und zu erfahren habe, die wieder jedem andern abgeht. Ziehe ich nun eine Summa, so ist mein Urteil, dass ich, soweit meine Bekanntschaft reicht, noch niemand wüsste, der für *diese* Periode (1834—56) und *diese* Diözese, die

in ihrer Eigentümlichkeit kaum ein Gegenstück haben wird, das zu leisten vermögend gewesen wäre, was Sedlag wirklich geleistet hat. Ich bitte dabei zu bemerken, dass nur ein Utraquist (i. e. der Deutsch und Polnisch spricht) hier zu gebrauchen ist. Was bei Sedlag gefehlt haben mag, hat essentiell in der Zeit und dem Lande, der er angehört, seinen Grund: er ist Oberschlesier, und wie in Schlesien im Anfange dieses Jahrhunderts klerikale Doktrin und Disziplin daniederzulegen, wissen Sie. Hat dies auf die ersten Jahre seiner bischöflichen Amtsverwaltung vielleicht nachteilig zurückgewirkt, wäre er etwa hie oder da zu sehr Beamter, weniger Hirte gewesen, so ist das wenigstens zu erklären und zu entschuldigen. Die eigentümliche Schärfe, fast sägenartige Schneide seines Wesens, die dem Hirten weniger passt und viele verletzt, hat aber auf der anderen Seite in *dieser* Diözese und *dieser* Zeit eigentümliche und sehr erhebliche Vorteile zuwege gebracht. Sein kranker Amtsvorfahr Mathy hatte so gut wie nichts geleistet. Vor ihm, dem ersten Bischof der neuen aus 5 Diözesanteilen (Culm, Cujavien, Gnesen, Posen, Plock) durch die Bulle de salute neu konstruierten Diözese, hat 40—50 Jahre lang kein Bischof daselbst residirt. Schwache Offiziale sive Vicarii foranei regierten, wie es eben ging, und wurden täglich mehr von der neuen in alle, zumal katholische Verhältnisse auf das tiefste einschneidenden preussischen Regierung zurückgedrängt. Über diese Zustände könnte man ein Buch schreiben; es war eine Konfusion ohnegleichen, gemehrt durch oft wiederholte Territorial-Abtretungen und zumal durch die Opposition der Nationalitäten. Zum Schluss war die Regierung — ausser am Altare — so gut wie allein Bischof geworden. Ich erachte es fast für ein Wunder Gottes, dass aus solchem Chaos doch noch am Ende eine neue einheitliche Diözese hervorgegangen ist, und bin, um es kurz zu sagen, der Ansicht, dass die Vorsehung sich zu diesem Zwecke Sedlags bedient, und dass Sedlag zu dessen Erreichung getan hat, was er in seiner Eigentümlichkeit vermochte, und ausser ihm wenige fertig gebracht hätten. Administrator quoad externa ecclesiastica von ganz eminenter Virtuosität, hat er mit unsäglicher Anstrengung und wahrhaft herkulischer Arbeitskraft wieder Licht und Ordnung in das ganze Vermögenswesen gebracht, und ich glaube, dass diese Partie bei ihm so musterhaft geordnet ist, wie kaum irgendwo

anders. Sodann hat er für sein Seminar getan, was menschenmöglich unter Verhältnissen, wie das „Dorf“ Pelplin sie darbietet. Was er für einen Klerus gefunden, darüber kann ich mir aus mündlichen Mitteilungen des sel. Schmedding und mancher protestantischen Beamten ein ungefähres Bild machen. Dass sein jetziger Klerus nichts weniger als hervorragend ist, ist zwar ausser Zweifel: Sedlag selbst ist der schärfste Beurteiler desselben und äussert sich stets nur unzufrieden und tadelnd. Allein so klar mir's ist, dass in diesem Punkte noch unendlich viel zu tun ist, so wenig mag ich doch das abfällige Urteil, welches Sedlag mir soeben noch mündlich oftmals wiederholt hat, seinem ganzen Inhalt nach unterschreiben, glaube vielmehr, dass die Keime zum Besserwerden bereits gelegt sind und Früchte zu tragen beginnen. Dafür spricht zum Teil eigene Kenntnis mancher Geistlichen, zum Teil Urteil anderer braver katholischer Laien und Priester. Sedlags künftiger Nachfolger hat hier allerdings viel zu tun, aber er findet, was Sedlag nicht tat, eine administrativ einheitliche Diözese und ein korporatives Bewusstsein im Klerus Westpreussens vor, aus dem sich trotz der ungünstigen Volks- und Charaktermischungen allgemach Neues und Besseres herausbauen lassen wird, wenn der künftige Baumeister der rechte Mann dazu ist. Die ärgsten klerikalischen Auswüchse hat Sedlag jedenfalls beseitigt, und eine gewisse heimliche Furcht vor bischöflicher Disziplin hat Wurzel gefasst. — Ich erwähnte des künftigen Baumeisters. Woher der kommen soll, ist eine meiner schwersten Sorgen. Ich kenne das Kapitel genau, es hat ausser einigen achtbaren Mediokritäten nur ganz subordinierte Geister aufzuweisen, keinen Bischof, wie er not tut. In anderen Diözesen wüsste ich wohl eine oder andere leidliche Persönlichkeit, aber kaum einen, der *ganz* an der Stelle wäre. Die Utraquisten sind zu selten. Ich sehe mit grosser Beklemmung einem Wahlfalle entgegen.“

Kaum waren diese Zeilen von Aulike geschrieben, trat der Wahlfall ein. Sedlags Nachfolger ging dennoch aus dem Pelpliner Domkapitel hervor und war der von Aulike oben charakterisierte von der Marwitz.
